

WILDE MINZE



NINA
LACOUR

ROMAN

ullstein 

Nina LaCour
WILDE MINZE

NINA LACOUR

**WILDE
MINZE**

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Yasemin Dinçer

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2022
unter dem Titel *Yerba Buena*
bei Flatiron Books, New York.



www.ullstein.de

ISBN: 978-3-550-20178-3

© 2022 by Nina LaCour

© der deutschsprachigen Ausgabe

2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Aldus nova Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für meine Frau Kristyn, die einen Raum
betrat und mir den Atem verschlug.
Sieh nur, was für ein Leben wir uns erschaffen haben.

Und für meinen Vater Jacques, der mir so großzügig
erlaubt, die Details seiner Jugend in Los Angeles für
meine Geschichten zu verwenden.

Ein Nachmittag im Frühling

Sie fuhren gemeinsam den Hügel hinauf. Draußen zogen verschwommen Bäume und Himmel vorbei, die Bremsen ächzten, die Luft zwischen ihnen war elektrisch aufgeladen. Bei jeder Kurve wurde eine nackte Schulter an die andere gedrückt, bis der Bus langsamer wurde und schließlich anhielt.

Die Türen falteten sich auseinander, und die beiden traten auf die Straße hinaus. Der Armstrong Drive endete hier in einer Sackgasse – ein Parkplatz, eine Rangerstation, der Eingang in den Wald. Sara öffnete den Reißverschluss ihres Rucksacks, zog eine Thermoskanne heraus, schraubte den Deckel auf und nahm einen Schluck. Als Annie danach griff, berührten sich ihre Finger, und Sara sah zu, wie Annie die Lippen gegen den Metallrand presste und trank.

Es beeindruckte Sara jedes Mal – wie die Luft sich veränderte, sobald sie den Wald betrat. Kühl, feucht, nach frischer Erde duftend, selbst an hellen Tagen wie diesem dunkler und gedämpfter. »Sollen wir uns eine Karte besorgen?«, fragte Annie, aber Sara schüttelte den Kopf. Sie kannte den Wald gut, verlief sich nicht und fand immer wieder zurück.

Sie ergriff Annies Hand und führte sie an der Station vorbei. Sie passierten eine Reisegruppe mit nach oben gerichteten Gesichtern. Sich klein vorzukommen fühlte sich gut an. Deshalb hatte ihre Mutter sie hierher mitgenom-

men, als sie ein kleines Kind war, und deshalb kam Sara auch weiter, nachdem ihre Mutter tot war.

Sie nahmen Saras Lieblingspfad – den steilsten und ruhigsten – und wanderten, bis sie außer Atem waren, auf Augenhöhe mit den Zweigen der uralten Mammutbäume und dem Himmel so nah, wie man nur kommen konnte.

»Da drüben?«, fragte Annie.

Sara folgte ihrem Blick zu einem Hain abseits des Pfads. Sie nickte, und ihr Herz schlug schneller. So vorsichtig wie möglich liefen sie über den Waldboden auf einen Kreis junger Mammutbäume zu, in deren Mitte ein hohler Stamm stand. Dort öffneten sie ihre Rucksäcke, zogen eine Decke und zwei Pullover heraus und breiteten sie über den Kiefernadeln aus.

Der Wald war still. Alle anderen Menschen waren weit weg.

»Darf ich dich jetzt küssen?«, fragte Sara.

»Noch nicht«, sagte Annie. Sie zog ihr T-Shirt über den Kopf. Sie öffnete ihren BH.

»Jetzt?«

Annie schüttelte den Kopf. »Du bist dran.« Also zog auch Sara ihr Shirt aus, und dann küsste Annie sie stürmisch, ehe Sara erneut fragen konnte.

Die Erleichterung, nach Stunden des Wartens.

Die Aufregung: zwei Vierzehnjährige, heimlich verliebt.

Sara sank auf die Decke, Annie über ihr. Sie küssten die Kurven von Hälsen und Schlüsselbeinen. Bedeckten Brüste mit ihren Handflächen. Lächelten, erröteten, küssten sich noch inniger.

Nach einer Weile ruhten sie nebeneinander aus, Annies Kopf in Saras Halsbeuge.

»Schau mal«, flüsterte Annie, und Sara sah eine knall-

gelbe Bananenschnecke von einem Farn kriechen. Sie bewegte sich auf Sara zu, die vor ihrer seltsamen, kalten Glätte zurückschreckte und sich das Lachen verkneifen musste. Die Schnecke kroch über ihren blassen Bauch und dann weiter auf Annes. Sie brauchte eine Ewigkeit. Sie waren drei Wesen im Wald. Die Mädchen hielten ganz still. Die Schnecke hinterließ eine glitzernde Schleimspur auf ihrer Haut.

Darauf folgte eine Woge der Trauer: die winzigen Diamanten auf einem Krankenhaushemd. Der flamingofarbene Nagellack, den Sara mit sorgfältigen Strichen auf die Nägel ihrer Mutter aufgetragen hatte. Gelb angelaufene Augen, aufgesprungene weiße Lippen. Die besorgten Gesichter der Krankenschwestern, die Wutanfälle von Saras kleinem Bruder und wie ihr Vater bei seinen Besuchen mit hinter dem Rücken verschränkten Händen in einer Ecke gestanden hatte. Während jener Wochen im Krankenhaus hatte Sara das Gefühl, über einem Abgrund zu schweben. Und dann war ihre Mutter fort, und sie stürzte hinein.

»Hey«, murmelte Annie, und Sara kehrte mit klopfendem Herzen zurück in den Mammutbaumhain. »Woran denkst du?«

»An nichts Bestimmtes.«

Eine Brise ließ die Zweige über ihnen rascheln.

»Erzähl mir etwas, das ich noch nicht weiß«, forderte Annie sie auf. »Über dich.«

Ihre Stimme war nah an Saras Ohr, ihr weicher Körper gegen Saras Haut gepresst. Was könnte Sara offenbaren, um sie zufriedenzustellen? Nichts aus den letzten beiden Jahren, und auch nichts aus den Monaten davor. Nichts aus der Schule, denn auch wenn es sich manchmal anfühlte, als hätten sie sich gerade erst kennengelernt, saßen

sie schon im selben Klassenraum, seit sie klein waren. Sie musste noch weiter zurückgehen ... und dann wusste sie es.

»In meiner Familie spielten wir immer ein Spiel zusammen. Ein Zeichenspiel. Wir saßen gemeinsam um den Tisch, und eine oder einer von uns fing an, meistens mein Dad. Er zeichnete eine Straße oder einen Zug oder einen Berg. Und dann fügte die nächste Person etwas hinzu. Menschen oder Autos oder den Himmel. Wer auch immer als Letztes kam, vervollständigte das Bild, bis dahin war das ganze Blatt voll. Ich habe das so geliebt. Gespannt zu warten, was die anderen zeichnen würden, mir etwas zu überlegen, um sie zu überraschen. Manchmal spielten wir stundenlang.«

Sie hoffte, es würde genügen, und spürte, wie Annie sie näher zu sich heranzog.

Mittlerweile stand die Sonne tief am Himmel, und sie mussten zurückkehren – Annie zu ihrem Zwillingbruder und ihren Eltern, Sara zu ihrem kleinen Bruder, um dafür zu sorgen, dass er etwas zu essen bekam. Wahrscheinlich stieg er gerade auf sein Fahrrad und fuhr von seinem Freund nach Hause. Vielleicht würde ihr Vater an diesem Abend da sein. Vielleicht auch nicht. In jedem Fall musste Sara den Bus zurück in die Stadt erwischen, ehe die Sonne über den baufälligen Hütten, den rustikalen Ferienhäusern und dem breiten, schlammigen Fluss unterging. Über der Appaloosa Bar und dem Wishes & Secrets Hair Salon und der weißen Kirche von Lilys Vater.

Aber zuerst noch ein paar Minuten hier, dachte sie.

Noch ein Kuss.

Noch ein Vogel hoch über ihnen.

Noch eine kühle Brise auf ihrer Haut.

Wie einfach es war, den ganzen Rest zu vergessen, während sie so klein und geschützt im Wald waren.

Am anderen Ende Kaliforniens drückte Emilie eine neue Grünpflanze in die Erde des Gartens ihrer katholischen Schule. Die Blätter kamen ihr bekannt vor. Sie blickte sich um, und tatsächlich – da waren noch mehr davon, über die Stützmauer ragend.

»Dieselbe Pflanze, oder?«, fragte sie, und Mrs. Santos nickte.

»Wenn man in einem Garten eine freie Stelle sieht, sollte man sich umschaun, was bereits dort wächst. Höchstwahrscheinlich kann man sich ein bisschen davon nehmen.«

Die Schule hatte sich vor ein paar Stunden geleert. Nun waren nur noch sie drei übrig – Emilie, ihr Freund Pablo und Pablos Mutter –, die sich um das kleine Beet kümmerten, das die Schule von der Straße abtrennte. Mrs. Santos hatte angeboten, es sowohl schön als auch nützlich zu gestalten. Ein paar Blumen, hauptsächlich Kräuter.

»Wie heißt sie?«, wollte Emilie wissen. Sie hatte die Namen der Pflanzen gelernt, aber diese im Schatten wachsende hatte sie irgendwie übersehen.

»*Yerba buena*.«

»Lustig«, sagte Emilie. »So heißt das Lieblingsrestaurant meiner Eltern. Weißt du noch, Pablo? Dieses Lokal auf dem Sunset, in dem wir zusammen waren?«

»Das schicke?«

»Ja.«

Pablo warf das Unkraut, das er gerupft hatte, in einen Eimer und stellte sich neben sie vor die Pflanze. Er zupfte einen Stiel ab und ließ ihn vor Emilies Gesicht baumeln. »Hier ist ein Zweig Minze. Gib mir all dein Geld.«

Sie lachten, sogar Mrs. Santos.

»Es ist also eine Art wilde Minze?«, fragte Emilie und rieb ein Blatt zwischen den Fingern.

»Ja, sie eignet sich gut für Tee«, erwiderte Mrs. Santos. »Das gilt für die meisten dieser Pflanzen. Ein Teegarten macht nicht viel Aufwand. Kräutertee, genauer gesagt. Kleine Pflanzen. Anspruchslos. Ich sammle ein paar für dich. Schau mal, was dir schmeckt.«

Eisenkraut. Pfefferminze. Kamille. Salbei. *Yerba buena*.

»Das ist ja ein ganzer Strauß«, bemerkte Emilie, als Mrs. Santos ihr die Kräuter reichte.

»Benutze sie frisch. Probiere heute Abend ein paar davon, während du deine Hausaufgaben machst.«

Sie packten ihre Sachen zusammen und brachen zu Fuß zu ihren Häusern auf, die auf gegenüberliegenden Straßenseiten sechs Blocks von der Schule entfernt lagen. »Wie geht es Colette?«, fragte Mrs. Santos.

»Ganz gut. Sie bringt mir Gitarrespielen bei. Fühlen Sie mal meine Finger.«

Mrs. Santos berührte ihre Schwielen. »Du hast geübt.«

»Fühl mal«, forderte Emilie auch Pablo auf, während sie vor einem Fußgängerübergang warteten.

»Boah.«

Die Ampel schaltete auf Grün, sie überquerten die Straße, und Emilie dachte daran, wie Colette ihre Finger in die richtige Position brachte und ihr erklärte, wann sie die Akkorde wechseln sollte. Wie sie beide auf Colettes Bett Lieder übten. Noch öfter hatte Emilie in den vergangenen Wochen jedoch allein in ihrem Zimmer geübt, während ihre Schwester allein in ihrem blieb. Ihr fiel die Szene an einem der letzten Abende ein, als Colette sie angeschrien und ihre Zimmertür zugeknallt hatte.

Sie waren fast bei ihren Häusern angekommen. »Erzähl mir hinterher, wie dir der Tee geschmeckt hat«, sagte Mrs. Santos. »Einfach heißes Wasser und ein paar Blätter. Und Honig, wenn du magst.«

Emilie winkte, als sie die Stufen zu ihrer Haustür hinaufstieg. »Bis morgen.«

»Komm nachher vorbei und gib mir die Algebra-Lösungen«, rief Pablo ihr nach, wofür Mrs. Santos ihn scherzhaft ausschimpfte, während Emilie ihre Haustür unvergeschlossen vorfand und hineinging.

Im Haus war niemand zu sehen, also schnitt sie sich ein paar Scheiben Käse ab, um sie mit einem Apfel zu essen, und nahm ihren Teller mit nach draußen auf die Veranda. Nur wenige Monate zuvor hatten ihr Vater Bas und seine zwei Cousins die alte Veranda auseinandergenommen und Emilie und Colette eingeladen, ihnen beim Bau einer neuen zu helfen.

»Familiendition«, hatte Bas gesagt. »Wir haben unseren Vätern dabei geholfen, Häuser und Veranden und alle möglichen Sachen zu bauen.«

»Und damals in New Orleans«, fügte Rudy hinzu, der älteste der Cousins, der als einziger dort geboren worden war, ehe die Familien nach Los Angeles umzogen, »haben unsere Väter ihren Vätern geholfen.«

Colette verdrehte die Augen. Sie hatte gerade erst die Highschool abgeschlossen, allerdings nur knapp bestanden, und die Zeugnisse ihres zweiten Halbjahrs sahen so düster aus, dass das College, auf das sie hatte gehen wollen, seine Zusage zurückgenommen hatte. »Meine Freundinnen warten am Strand auf mich«, sagte sie. Auf Emilie wirkte es jedoch aufregend. Die Holzstapel, die Cousins, die sie nur selten sahen, obwohl sie in benachbarten Städten lebten.

»Komm schon, Schwester«, sagte sie. »Das wird lustig.«

Colette lehnte sich gegen das Haus. Mit ihren zusätzlichen drei Jahren und fünf Zentimetern kam sie Emilie beinahe überirdisch vor. Ihr Haar war länger als Emilies, ihre Jeansshorts waren kürzer, und sie legte den Kopf schief und ließ alle warten. Dann zuckte sie mit den Achseln und sagte: »Wieso nicht?«

Colette half für etwa eine Stunde, ehe sie behauptete, sie müsse nun gehen. Aber Emilie verbrachte den ganzen Tag draußen bei den Männern, lauschte ihren Geschichten, lächelte über ihre Witze, auch wenn sie sie nicht verstand, und hämmerte Nägel ein, wo sie es ihr sagten. Sie zeigten ihr, wie man einen Elektroschleifer verwendete, und sie zog Maske und Schutzbrille über, um das Gelände zu bearbeiten, bis es glatt war.

Nun lehnte sie sich dagegen und blickte über ein kahles Gartenstück, auf dem ein Rosenbusch verkümmert und nie ersetzt worden war. Vielleicht könnte sie einen Lavendelstrauch hierherverpflanzen. Oder sogar ihren eigenen Teegarten anlegen. Hinter der Schiebetür nahm sie eine Bewegung wahr – irgendjemand musste zu Hause sein. Ihre Eltern hatten keine regelmäßigen Arbeitszeiten. Bas war Bauunternehmer, Lauren Anwältin in der Unterhaltungsbranche. Sie kamen und gingen und ließen ihre Töchter dasselbe tun.

Tee, dachte Emilie. Kein Lavendel. Sie würde Mrs. Santos bitten, ihr beim Anpflanzen zu helfen. Und dann hörte sie innen das Stampfen von Stiefeln auf der Treppe und Bas' Hilfeschrei.

»Ruf 911 an. Es ist deine Schwester.«

Sie schnappte sich das Telefon und wählte, folgte ihm nach oben, während es klingelte und die Telefonistin sie

bat, ihren Notfall anzugeben, aber Bas blockierte die Badezimmertür.

»Sieh nicht hin, Schatz. Sag ihnen, sie sollen sofort einen Krankenwagen schicken. Sag, es war eine Überdosis, und sie sollen *auf der Stelle* kommen. Sieh nicht hin, Em, warte an der Tür auf sie.«

Also ging Emilie wieder nach unten, und der Krankenwagen kam leise, ohne Sirenen, die Straße herauf und parkte vor ihrem Haus. Zwei Sanitäter eilten hinein, und sie zeigte auf die Treppe, und dann war auch Lauren zu Hause, und es gab nichts zu tun für Emilie, während die Sanitäter ihre Schwester, bewusstlos, aber am Leben, aus der Tür hinaus und hinten in den Krankenwagen hineintrugen. Bas kletterte ihnen hinterher.

Lauren schnappte sich den Autoschlüssel.

»Ich folge ihnen zum Krankenhaus«, erklärte sie Emilie.

»Ich komme mit.«

»Nein, nein, du bleibst.« Lauren umfasste Emilies Gesicht mit den Händen. »Meine zuverlässige Tochter, mein gutes Mädchen. Bleib einfach hier, während wir fort sind.«

Emilie sah aus dem Fenster zu, wie der Krankenwagen davonrollte, ihre Mutter hinterher, sie alle irgendwie unbemerkt vom Rest der Welt. Ein paar Minuten später gingen auf der anderen Straßenseite im Haus der Familie Santos die Lichter an. Sie hätte hinübergehen, ihnen alles erzählen und an ihrem Tisch zu Abend essen können. Aber sie tat es nicht. Sie blieb allein im Haus, während der Abend voranschritt. Sie starrte auf ihre Hausaufgaben und vergaß zu essen. Die Kräuter aus dem Schulgarten verwelkten auf der Küchenarbeitsfläche. Sie schlüpfte unter die Bettdecke und hielt ihren Körper so still sie konnte. Sie würde einfach hierbleiben, bis es vorbei war.

Paradies

Zwei Jahre später wachte Sara davon auf, dass ihre Schlafzimmertür geöffnet wurde.

»Das Telefon hat nicht aufgehört zu klingeln«, sagte Spencer im Türrahmen, das Haar auf einer Seite verfilzt, die Augen müde. »Es ist Annies Bruder.«

Sara griff nach dem Telefon und presste es gegen ihr Ohr. »Dave?«

»Ist Annie bei dir?«

»Nein.« Sie sah, dass es halb zwei Uhr morgens war, und ihr Herz schlug schneller. Spencer setzte sich neben sie und presste seine Wange an ihre, um mitzuhören.

»Bist du dir sicher, dass sie nicht bei dir ist?«, fragte Dave.

»Natürlich bin ich mir sicher«, antwortete Sara.

»Wann hast du sie das letzte Mal gesehen?«

»Nach der Schule. Als ich mich von euch beiden verabschiedet habe. Danach bin ich zur Arbeit gegangen und von da aus nach Hause.«

»Meine Eltern brauchen das Telefon. Ich leg auf. Ich ruf dich an, wenn wir irgendetwas herausfinden.«

Sara nickte, nicht imstande, etwas zu sagen, und drückte das Telefon an sich, bis Spencer es ihr abnahm und neben das Bett legte.

»Moment mal«, sagte er. »Sollte er nicht herauskriegen können, wo sie ist? Also, wenn er die Augen schließt und sich konzentriert?«

»Wovon redest du?«, wollte Sara wissen.

»Ich dachte, Zwillinge könnten das«, stellte Spencer fest.

»Oh.« Sara nahm seine kleinere Hand in ihre. »Ich glaube, so funktioniert das nicht.«

Am Morgen machte Sara wie immer Rühreier für Spencer, auch wenn ihr selbst zu schlecht war, um etwas zu essen.

Sie holte die Teller ihrer Mutter aus dem Schrank, die mittlerweile an den Rändern angeschlagen waren und deren Blumenmuster verblasste. Nach einer Weile war Sara aus ihrer Trauer herausgeklettert, aber nun war Annie verschwunden, und sie spürte sie wieder näher rücken. Die schreckliche Schwerelosigkeit, die Tiefe darunter.

Spencer ließ sich in die Frühstücksecke gleiten. Als sie seinen Teller hinübertrug, sah sie ein leeres Blatt Papier und einen Bleistift auf dem Tisch. Ihr Zeichenspiel, mittlerweile nur noch für zwei.

»Du fängst an«, sagte Sara, also begann Spencer zu zeichnen.

Sie setzte sich ihm gegenüber, das Licht fiel durch die karierten Vorhänge, die Pfanne kühlte in der vergilbten Spüle ab, die Familienzeichnung von vor Jahren hing neben dem Fenster an der Wand.

Spencer zeichnete einen bewölkten Himmel und verwischte die Bleistiftstriche mit den Fingern. Als er fertig war, reichte er ihr das Blatt. Sie zeichnete Baumkronen. »Wir müssen los«, sagte sie. »Können wir den Rest später hinzufügen?«

»Okay«, erwiderte er und befestigte es mit einem Magneten am Kühlschrank. »Oder vielleicht macht es Dad.«